

Emi Siao: Der Freischärler Wai Tu

Der Trupp näherte sich langsam der schnee-
verwehten Stadt. Die Kälte nahm mehr und
mehr zu. Der Boden klirrte unter den Hufen
der ermüdeten Pferde.

Oberst Ido rieb immer häufiger die blau-
gefrorenen Wangen mit seinen Handschuhen.
Aber selbst der bestige mandchurische Frost ver-
modete seine gute Laune nicht zu beeinträchtigen.

Der Oberst hatte anscheinend allen Grund,
zufrieden zu sein. Sein Plan der Ueberfiedlung
von dreißigtausend Japanern nach der
Mandschurei war vom Kaiser selbst gebilligt
worden und wurde bereits in die Wirklichkeit
umgesetzt. Der erste Versuch konnte allerdings
nicht als geglückt betrachtet werden — die ersten
fünftausend japanischen Ansiedler wurden fort-
gesetzt von Freischärlern überfallen und waren
schließlich gezwungen, in die Stadt zurückzu-
kehren. Aber jetzt hatte der Oberst die Durch-
führung seines Planes selber in die Hand ge-
nommen und war überzeugt, daß er Erfolg
haben würde.

Der Trupp näherte sich den Toren der
Stadt. Längs der Straße hatten die Soldaten
von Mandschukuo feierlich Aufstellung ge-
nommen.

Das Orchester stimmte die Staatshymne
an. Aus dem Torweg eilte der Kreischef, in
einen langen Pelzrock gehüllt, dem Obersten
entgegen. Sein aufgedunsenes Gesicht ver-
schwamm in einem kriecherischen Lächeln. Ihm
folgte ein hagerer, japanischer „Verater“ in
straffer Haltung auf dem Fuße.

Als der Kreischef den Obersten erblickte,
häufte er sich und erstarrte in einem Winkel von
neunzig Grad.

Die mandchurischen Soldaten hoben ihre
Gewehre und salutierten vor dem Obersten. Dies-
ser nickte dem Kreischef wohlwollend zu und
hielt seinen Einzug in die Stadt.

Vor dem mit Klagen geschmückten Tempel
machte der Oberst halt. Hier war ein Festessen
zur Feier „des Abwaschens des Staubes“ vor-
bereitet.

Das Essen zeichnete sich durch die Fülle
und Gewähltheit der aufgetragenen Speisen
aus, denen der Oberst alle Ehre erwies. Als der
Austausch der feierlichen Begrüßungsreden zu
Ende war, erhob sich der Oberst und begann in
gebrochenem Chinesisch zu reden. Seine Rede
war kurz, aber viel sagend:

„Das neue Jahr rückt heran. Bis Neujahr
müssen die Bauern abstens ihre sämtlichen Waf-
fen abliefern und zweitens alle Dokumente über
ihren Bodenbesitz.“

Das Zimmer verschwamm in den blauen
Wolken des Opiumrauchs. Der Kreischef
räfelte sich wohligh auf seinem Lager. In dem
Augenblick, wo das Opium zu wirken begann,
trat der japanische „Verater“ ins Zimmer. Er
grüßte, setzte sich und sagte in trocken-geschäft-
lichem Tone:

„Sie wissen wohl, daß Ihre Bauern mit
sehr ungern die Dokumente über ihren Boden-
besitz abgeben und auch nicht geneigt sind, die

bei ihnen versteckten Waffen abzuliefern. Ich
habe deshalb dem Obersten geraten, sich selbst
aufs Land zu begeben, er braucht aber für die-
sen Zweck Proviant und Geld. Sie müssen bei-
des beschaffen.“

„Wieviel?“ fragte der Kreischef unsicher.
„Zehntausend Dollar.“

Der Kreischef nickte zustimmend. Der
Japaner erhob sich und ging. Der Schreiber
wurde gerufen:

„Am Laufe des heutigen Tages sollen
sämtliche Ladeninhaber nach dem Stadthaus ge-
holt und mit einer außerordentlichen Steuer
zur Ausrottung der Banditen in Höhe . . .
sagen wir, in Höhe von zwölftausend Dollar
belegt werden!“

Der Schreiber verbeugte sich und ging. .
Sie im Zimmer befindliche Frau sah den
Kreischef erannt an: „Zwölftausend?“
fragte sie.

Der Kreischef lachte schallend: „Auch, du
Dummkopf! Glaubst du, ich werde mir unsonst
den Kopf zerbrechen?“ Und er schlug sie
klatschend auf die nackten Schultern.

Der Oberst blieb nicht lange in der Stadt.
Am folgenden Morgen begab er sich mit dreißig
japanischen Soldaten und einer Kompanie
mandchurischer Mannschaften nach dem nächsten
Handelsplatz.

Die Siedlung war einer der beliebtesten
Wirkpunkte des Handelsverkehrs im ganzen
Kreis, aber jetzt herrschte in den Straßen völlige
Ruhe. Nur vereinzelte Bauern, die eilig in ihren
Hütten Dedung suchten, kreuzten den Weg des
Obersten. Mitten in der Straße erhob sich ein
großer Tempel. Ebenso wie in der Stadt wachten
japanische und mandchurische Fahnen über ihm.
Der Oberst begab sich in den Tempel, um dort
zusammen mit seinem Gefolge zu übernachten.

Nach dem Essen und einer ausgedehnten
Ruhpause begab sich der Oberst in die Siedlung.
Ein von einer hohen Mauer umgebenes Haus
lenkte seine Aufmerksamkeit auf sich. Schnee-
bedeckte Tannen ragten hinter der Mauer empor.
Ein kleiner Torweg führte in das Innere des
Hofes. Es war offenbar das Besitztum eines
wohlhabenden Bauern. Am Tor stand ein junges
Mädchen. Ihr langer, glänzender Pops hing bis
zu den Hüften herab. Ihr Kleid war sauber,
sogar von ausgefuchter Feinheit.

Der Oberst hatte plötzlich kein Interesse
mehr für die Beschäftigung seines neuen Macht-
bereiches. Er kehrte in den Tempel zurück, rief
den Dolmetscher und befahl ihm, unverzüglich
das Mädchen zu ihm zu bringen.

Die an der Decke hängende Lampe beleuch-
tete trübe die Ahnentafeln, den Heiligenschein
und das über den Schnaps gebeugte breite, ge-
bräunte Gesicht Wei Tus.

Die Familie sah beim Nachtmahl. Shen
Chua eilte geschäftig hin und her — ihre sinken
Hände schüttelten neue Reisportionen in die ge-
leerten Näpfe und füllten die Porzellantassen
mit Wein.

Der Vater und der alte Großvater blickten
zärtlich auf die kleine geschäftige Hausfrau.

Gegen Ende des Nachtmahles öffnete sich
die Tür und der Dolmetscher trat ins Zimmer.

„Du bist vom Schicksal gesegnet“, rief er
mit schlanem Lächeln. „Dem Obersten gefällt
deine Tochter. Ich habe den Befehl, sie ihm so-
fort in den Tempel zu bringen.“

Tiefes Schweigen herrschte im Raum.

„Aber sie ist doch erst fünfzehn Jahre alt!“
sagte der Alte nach einer minutenlangen Pause.

„Je jünger, desto besser“, rief der Dol-
metscher mit einem häßlichen Lächeln und streckte
die Hand nach dem Mädchen aus.

Shen Chua schrie entsetzt auf. Wei Tu
erhob sich und trat zwischen den Dolmetscher und
die Tochter.

„Gut, gehen Sie. Ich werde sie waschen
und anfleiden, damit sie in würdiger Form vor
die Augen des Obersten tritt. . . Ich bringe sie
selber hin“, sagte er mit heiserer Stimme.

„Gut“, erwiderte der Dolmetscher und
fügte drohend hinzu: „Aber halte dich bloß nicht
auf! Vergiß nicht, daß der Oberst befohlen hat,
sie sofort hinzubringen!“

Wei Tu blieb inmitten des Hofes stehen.
Seine Beine waren plötzlich so schwer, als ob
er tausend Li*) marschiert wäre. Ihm schien,
daß er nicht mehr imstande sei, die Schwelle
seines Hauses zu überschreiten und er sank
kraftlos auf eine Bank nieder.

Er schloß die Augen. . . Sein ganzes
Leben zog an ihm vorüber, das entbehrungs-
reiche, schwere Leben eines Soldaten: endlose
Feldzüge, zufällige Einquartierungen in den
Siedlungen, das ganze gefährvolle Leben eines
Kompaniechefs der nordöstlichen Armee.

Ueberall, auf allen Etappen seines ent-
behrungsreichen Kriegslebens hatte Wei Tu
davon geträumt, daß er in seine Heimat zu den
Seinen zurückkehren und sein Geschlecht zu
neuer Blüte bringen würde. Er träumte davon,
daß seine Söhne dereinst voll Ehrfurcht seinen
Namen, mit reichen Titeln geschmückt, in die
Ahnentafel einzeichnen würden.

Seine Frau starb, ohne den glücklichen
Augenblick seiner Rückkehr zu erwarten, es blie-
ben aber der alte Vater, zwei kräftige Söhne
und das Töchterchen Shen Chua.

. . . In der ersten Zeit schien es Wei Tu,
daß der Traum seines Lebens Wirklichkeit ge-
worden war. Er konnte ausruhen von den Ent-
behrungen und Sorgen des Kriegslebens. Bald
aber sah er, daß er sich getäuscht hatte. Die
Japaner gaben weder Ruhe noch Frieden: sie
plünderten die Bauern, raubten das Vieh, ver-
gewaltigten die Frauen; die Bauern gingen in
die Berge und organisierten Freischärlertruppen.
Wei Tu war ein geschulter Krieger. Die Frei-
schärler brauchten eine solchen und wandten sich

*) 1 Li = 0,6 Kilometer.

mehrfach an ihn mit dem Vorschlag, die Führung eines Freischärlertrupps zu übernehmen. Aber Wei Tu lehnte hartnäckig ab — er gehörte zu den Honoratioren der Siedlung, die Japaner rührten seine Familie und seinen Boden nicht an, und mehr als alles war er seinem Geschlecht und seinem Grund und Boden ergeben. Jetzt aber brachen die Japaner in seine

Familie ein, entehrten sein Geschlecht und raubten ihm sein Töchterchen Shen Chua.

Voll tiefem Schmerz ballte er die Fäuste — nein, das konnte er nicht dulden! Aber was tun? Dort im Tempel wartete der Oberst auf seine Tochter . . .

(Schluß folgt.)

Tod eines Wortes

Hi-Gö-Gö, Abgott der Knechte, hatte alles gleichgeschaltet was auf Erden wirkt und waltet und einst hatte eigne Rechte.

Lustgefühle, Umgangformen, was man sprach und was man dachte, was man aß und wie man lachte, — alles ging nach strengen Normen.

Einer, der zurückgeblieben, der ein bißchen schreiben konnte, sich im Glanz des Führers sonnte hat einmal ein Buch geschrieben.

Schrieb von Backwerk, Reis und Jimmt, tobt sich aus im Küchenkreise und voran, nach alter Weise, setzte er das Wort „Ma n i m m t . . .“

Hi-Gö-Gö begann zu fluchen, und schrie auf bei der Lektüre, sandte seine Grenadiere, um den Schreiber flugs zu suchen.

„Daß dies Wort der Teufel hole, und die Pest in euere Leiber, selbst i e lekten Küchenweiber flüstern es als Kampfsparole!

Denken, Reden, Wein und Braten schließt flugs ein in sein Begehren jeder Arme, der in Ehren müßt' des Brotes selbst entraten.

Und ein Führer, der es ehrlich meint mit der Gefolgschaft Frieden, muß das dreiste Wort verbieten, weil es jüdisch und gefährlich!“

Und so wurden, wie beschlossen, nach dem Schreiber der zwei Worte, beim Transport nach andern Orte auch die Worte selbst erschossen.

. . . Neber Land und Volk und See herrscht weiter Hi-Gö-Gö . . .

M. G.

Merkwürdige Todesanzeigen und Grabinschriften

Jedes Volk hat seine eigenen Sitten und Gebräuche, und diese durch Volkscharakter, Kultur und Ueberlieferung bedingten und mitunter recht merkwürdigen Eigenheiten treten am augenfälligsten in Kulthandlungen, bei Freudenfesten sowie bei Zeremonien und Kundgebungen um den Tod eines Volksangehörigen in Erscheinung. Welch ein Unterschied, zum Beispiel, ist zwischen einer Todesanzeige in Amerika, dem Land der Technokratie und des rationalisierten Wirtschafts- und Geisteslebens, und einer solchen in China, das sich die sorgsamste Pflege uralter Traditionen angelegen sein läßt und noch bis in die jüngste Zeit hinein jeglichen von außen kommenden Kultur- und Geistesinflüssen sich beharrlich widersetzt!

Chinesische Todesanzeige

Als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der Gouverneur von Schanghai starb, wurden Anzeigen folgenden Inhaltes verendet:

„Der Trauervorhang hängt in Schanghai innerhalb des kleinen Südtors in der öffentlichen Akademie. Die Söhne des Verstorbenen und die andern, obwohl ihre Sünden tief und schwer sind, sind nicht selbst vernichtet, aber Wehe hat erreicht ihren verstorbenen Vater: den durch kaiserliches Edikt *Dr. Tsing* belehnten *Tscheng-Tasu* und durch allerhöchste Gnade belohnten Vorfahren, den durch drei Generationen mit dem ersten Rang ausgezeichneten und mit der Pfauenfeder und dem Knopf decorierten wirklichen Militärbefehlshaber, etc., etc. — Zu *Hieng-Fengs* Regierung bestand er in der Reichshauptstadt die dreijährige Staatsprüfung und durch kaiserliches Edikt wurde er Doktor erster Klasse. Doch mehr! Der Vater *Tschui Kwang-hü* erlag am 1. Mai um Mitternacht der Krankheit im Hauptschlafzimmer seiner Residenz in Schanghai. Er erreichte ein Alter von 49 Jahren. — Die Söhne in Person waren anwesend, als er auf die Trauerbahre gelegt wurde, und zogen die Trauerkleider an nach dem vorgeschriebenen kaiserlichen Rituale, und wählten sich einen Tag zur Heimsendung des Sarges, damit er in der Heimat beerdigt werde. In tiefster Trauer ist diese Karte zu Ihrer Kenntnis ausgefertigt worden. — Mit großer Sorgfalt wählten wir den 8. Juni zum Empfang Ihrer Karten. Die trauernden Waisen weinen Blut und stoßen die Köpfe auf den Boden, der jüngere Bruder des Verstorbenen wischt sich Tränen ab und stößt sein Haupt auf den Boden, die ein Jahr lang trauernden Neffen wischen sich Tränen ab und stoßen ihre Köpfe gegen den Boden. Der Zeremonienmeister, der ein Jahr trauernde jüngere Onkel, wischt sich Tränen ab und berniegt sich.“

Amerikanische Todesanzeigen

tragen demgegenüber zumeist den Stempel der Sachlichkeit und Kürze. Manchmal indes ist auch das Gegenteil der Fall, doch wohl nur dann, wenn mit der Todesanzeige noch irgend ein Nebenweck verfolgt wird. Einzig in ihrer Art ist zum Beispiel die folgende Anzeige, die

vor einiger Zeit im Tagblatt von Milwaukee zu lesen war:

„Gestern starb Mr. John Brown, Hutfabrikant und Bürger von Milwaukee. Er wurde von jedermann, der ihn kannte und mit ihm in Geschäftsverbindung stand, hochgeschätzt. Mr. Brown war ein Ehrenmann und ein genialer Hutmacher. Seine vorzüglichen Eigenschaften wurden allgemein anerkannt, ebenso wie die Qualität seiner Hüte, der Hut zu zwei Dollar. Der Verewigte hinterläßt eine trostlose Witwe und einen großen Vorrat von Winterhüten, die jetzt zum Erzeugungspreis abgegeben werden. John Brown verließ diese Welt gerade in dem Augenblick, da er ein riesengroßes Lager von Filz angelauft hatte, so daß seine Witwe in der Lage ist, die ganze Stadt samt der Umgebung mit einzigartig guten Hüten zu versorgen. Frau Brown, von tiefem Schmerz erfüllt, wird das Geschäft des Verstorbenen unter derselben Firma weiterführen und alle neuen Kunden reell und kulant bedienen.“

Seltene Grabinschriften

hinterwiederum findet man auf fast allen Friedhöfen der Welt, und so merkwürdig es anmutet: nicht selten beinhalten sie einen eigenartigen, mitunter allerdings unfreiwilligen Humor. In Devon in Südenland befindet sich die Ruhestätte eines im Jahre 1802 verstorbenen Uhrmachers, und der Grabstein trägt diese, in Anknüpfung an den Beruf des Verstorbenen abgefaßte Inschrift:

„Hier ruht in horizontaler Lage das äußere Gehäuse von George Routhleigh, Uhrmacher, dessen Fähigkeiten in jeder Hinsicht eine Ehre für seinen Beruf waren. Rechtsschaffenheit war die Hauptfeder, und Klugheit der Regulator aller Handlungen seines Lebens. Menschlich, großzügig und freigebig, ruhte seine Hand niemals, bis sein Werk stillstand. So gut reguliert war sein Gemüt, daß es niemals falsch ging, ausgenommen, wenn es in Gang gesetzt wurde von Menschen, die den falschen Schlüssel nahmen. Er verstand die Kunst, seine Zeiten so weise zu nützen, daß die Stunden dahinkiefen in ununterbrochenem Gleichmaß, bis eine unglückliche Minute die Unruhe seines Wertes anhielt. Er starb am 24. November 1802 im Alter von 57 Jahren, aufgezogen in der Hoffnung, der Meister werde seine Hand nehmen, um ihn gründlich zu reinigen und zu reparieren und ihn wieder in Gang zu setzen für die kommende Seligkeit. Amen!“

Gleichfalls originell ist auch die Inschrift auf dem Denkstein für das Heldemädchen *Lilliard*, die schottische „Jungfrau von Orlean“, die zu Ancrum begraben liegt:

„Die schöne Jungfrau *Lilliard* liegt unter diesem Stein, Groß war des Heldemädchens Ruhm und auch sein Wuchs nicht klein. Es fühlte ihrer Liebe Wucht manch Tölpel aus englischem Land, Und als man ihr die Füß abknappte, hielt auf Stümpfen sie kämpfend noch stand.“

Ernst M a c h e l.

Der bombardierte Mond

Wer von uns hat nicht schon einmal die Schönheit einer Vollmondnacht erlebt, wenn das silbrige Licht des Mondes die Erde überflutet? Der Vollmond und das funkelnde Sternengewirr am Firmament erfüllen uns immer wieder von neuem mit der stillen Sehnsucht, irgendwo uns von der Erde lösen zu können, um in den unbekanntem Weiten des unermesslichen Raumes auf Entdeckungstreffen zu geben. Wenn einer von uns in einer solchen Nacht einen Blick durch ein Fernrohr auf die Mondoberfläche werfen würde, so kämen ihm die harten Umrisse der Berge der Mondgebirge zu Gesicht. Bizarre Formen, phantastisch anzuschauen, es sind die zertrümmerten Felsen und irgend etwas muß sie zertrümmert haben. Vielleicht würde der Beschauer bei Betrachtung des wildromantischen Bildes, wenn er Glück hat, Staubwolken aufwirbeln sehen, die von Steinschlägen verursacht sein könnten. Doch halt, auf dem Monde gibt es weder Regen noch Eis, wodurch Steine gesprengt werden, also muß etwas anderes da am Werke sein! Wir alle erinnern uns der Sternschnuppen, die ein sehr lebhaftes und glänzendes Leben führen und in unserer Atmosphäre unschädlich in Rauch und Staub aufgehen, ehe sie unsere Erdoberfläche erreichen. Viele von uns wissen, daß Meteore oft beträchtlichen Ausmaßes unsere Erde treffen. Die Erde sowie der Mond stehen ständig im einschlagenden Hagel fester Steine und Metall-

stüde. Unsere Erdatmosphäre dämpft ihren Aufsprall und verwandelt die meisten von ihnen in Staub, bevor sie Schaden anrichten können. Große und kleine Meteore treffen wie ein Hagel kleiner Gewehr- und großer Kanonenkugeln mit der gleichen Geschwindigkeit die Mondoberfläche, mit der sie den Raum durchziehen, da der Mond keine Atmosphäre hat. Eine Reise nach dem Monde wäre also kein Vergnügen, wegen des ununterbrochenen Feuers der Himmelsgeschosse. Schätzungen von Astronomen haben ergeben, daß, häufig genommen, rund eine Million Sternschnuppen und Meteore täglich auf die Mondoberfläche niedersinken. Ihre durchschnittliche Geschwindigkeit hat den Betrag von 50 Kilometern in der Sekunde, d. h. die hundertfache Geschwindigkeit einer Gewehrflugel. Was die Größe nicht macht, macht wenigstens die Geschwindigkeit. Ein winziges Kügelchen Material hat genau die gleiche Energie und damit

Zerstörungskraft wie ein Auto, das mit 50 Kilometern in der Stunde einherfährt und ein Meteor mit einem Gewicht von etwa $\frac{1}{4}$ Kilogramm hat die gleiche Energie wie ein Expreszug, der, gezogen von einer Stromlinienlokomotive mit 110 Kilometern Geschwindigkeit in der Stunde einherfährt. Träfe ein solches Geschoss ein Haus, der Rest wären nur Trümmer eventuell. Wir können froh sein, daß unsere Erde eine Atmosphäre hat und derart gegen Ueber-raschungen geschützt ist. Der Meteorhagel, der den Mond trifft, ist eine ausreichende Erklärung für alle Steineinschläge und Staubwolken, die man auf dem Monde zahlreich beobachtet hat. Wir hingegen können mit ruhigem Bewußtsein auf unserer Erde unseren Tagesgeschäften nachgehen. Der Panzer der Atmosphäre unserer Erde schützt uns vor allzu unliebsamen Ueber-raschungen und Besuchern aus dem Weltall.
M a r t i n, Ing.

Flugzeuge gebaut werden müßten, die aber wiederum einen erhöhten Luftwiderstand verursachen. Bei 800 bis 900 Stunden-Kilometer nimmt die Luft allmählich die Konsistenz einer festen Masse an, bis endlich der Augenblick gekommen ist, wo auch die stärkste, nach heutigen Gesichtspunkten gebaute Maschine diesem Körper nicht mehr durchdringen kann. Technische Berechnungen, deren Erörterung hier zu weit führen würde, wollen wissen, daß die Grenze etwa bei 950 bis 1000 Stunden-Kilometer gekommen ist.

Auch hiergegen gibt es freilich ein Mittel. Wenn die Motoren nicht stärker sein können, so kann der Luftwiderstand selbst geschwächt werden, indem man für den Verkehr Höhen wählt, in denen die Luft dünner ist. So wird berechnet, daß man mit Motoren, die in 100 Meter Höhe 500 Stunden-Kilometer schaffen, in 15 Kilometer Höhe bis zu 1300 Stunden-Kilometer erreichen könnte. Diese Zahl ist übrigens insofern bemerkenswert, als sie schon etwas größer als die Schallgeschwindigkeit ist. Wenn man soweit kommt, tritt der Fall ein, daß zunächst vollkommen lautlos die Maschine vorbeikommt und erst darauf das Motorengeräusch des sich nähernden (nicht sich entfernenden) Apparates hörbar wird. Theoretisch stehen derartigen Experimenten schon heute keine Hindernisse entgegen. Praktisch wagt man aber noch nicht, entsprechende Rekordversuche in der Stratosphäre zu unternehmen, bevor endgültig das Material gefunden ist, das auch bei derartig enormen Geschwindigkeiten so sicher ist, daß der Mensch sich dem Flugzeug ohne Lebensgefahr anvertrauen kann. Wenn es heute schon entsprechende Konstruktionen gibt, so liegen sie in den Panzerschränken der Kriegsministerien verborgen. Es ist möglich — wenn auch nicht wünschenswert! — daß ein künftiger Krieg im gleichen Verhältnis Leistungssteigerungen der Flugzeuge bringt wie der Weltkrieg. M P

Die Grenze der Geschwindigkeit

Wie schnell werden die Menschen fliegen können?

Die Geschichte des Flugwesens zeigt eine ständige, oft sprunghafte Leistungssteigerung. Die ersten Maschinen, die kurz nach der Jahrhundertwende aufstiegen, waren überhaupt noch nicht zu dem Zwecke gebaut, besonders schnell zu fliegen. Ihre Konstrukteure wollten nur den Beweis erbringen, daß auch das „Schwerer-als-Luft-Prinzip“ neben dem Ballon- und Zeppe-linbaugedanken Geltung hatte. Um 1910 wurde die Hundert-Stunden-Kilometer-Grenze zum ersten Male erreicht, nachdem wenige Jahre vorher der Rekord auf 40-Stunden-Kilometer gestanden hatte — bekanntlich gibt es heute, außer den Autogiros, keine Flugzeuge, die noch so langsam fliegen können. Sie würden abstürzen.

Der Weltkrieg brachte zum ersten Male erhebliche Fortschritte. Hinter dem Flugwesen standen nicht nur mehr technische Phantasten und vorsichtige Fabrikbesitzer, sondern Staaten, die nach möglichst wirksamen Waffen suchten. Es gibt noch keine Statistik, die darüber aus-sagt, wieviele Flieger den Heldentod nur des-halb fanden, weil ihre Apparate versagten, bevor der Feind überhaupt in Sicht gekommen war. Die Luftwaffe stand erst am Anfang ihrer Entwicklung. Dennoch wurden schon Tausende von Maschinen beider Parteien abgeschossen. Aus dem Stahlbad aber gingen Flugzeuge hervor, die eine Geschwindigkeit von 300 Kilometer in der Stunde entfalteten. Kein Auto, so rechnete man damals, würde jemals so schnell fahren können.

Inzwischen ist die 300-Stunden-Kilometer-Grenze für Autos längst überholt. Die Geschwindigkeit der Flugzeuge aber hat sich mehr als verdoppelt. 1934 stand der Rekord mit Spezialmaschinen auf 567 Stunden-Kilometer. Ein italienisches Wasserflugzeug erreichte 709 Stundenkilometer und auch diese Leistung ist inzwischen von einem deutschen Piloten übertroufen worden. Es wäre also nicht einzusehen, warum die Flugzeuge nicht ad infinitum schneller werden sollten.

Nicht nur technische Gründe sprechen dagegen. Schwerverwiegend sind die physiologischen und psychologischen sowie der Luftwiderstand. Technisch ist es sehr wohl möglich, Maschinen zu bauen, die mit noch stärkeren Motoren ausgerüstet sind. Die Leistungsfähigkeit der Piloten läßt sich aber nicht willkürlich steigern. Schon jetzt kommt es vor, daß beim Sturzflug, der Geschwindigkeiten zu 800 Stunden-Kilometer bringt, alles Blut aus den Venen und dem Rumpf in den Kopf des Piloten gepreßt wird,

so daß dieser ohnmächtig wird. Nur wenn er halb bewußtlos, die Maschine noch abfängt, bevor sie am Boden zerschellt, ist eine Rettung möglich. Beim Wetadeausflug ist die Gefahr nicht ganz so groß, weil der Körper sich bei langjamer Geschwindigkeitssteigerung daran gewöhnen kann; aber auch hier kommen schon häufige Versager vor, und es ist bekannt, daß einige Rassen — besonders die Japaner — bei aller Beherrschung der Technik, auf Grund ihrer körperlichen Konstitution bei den bisher zu erzielenden Spitzengeschwindigkeiten bereits versagen. Es ist technisch nicht ganz einfach, isolierte Kabinen zu bauen, in denen die Piloten vor den Gefahren der hohen Geschwindigkeiten bewahrt bleiben. Immerhin muß darauf verwiesen werden, daß die Kritiker der ersten Eisenbahnen ja auch glaubten, daß die Geschwindigkeit von 40 Stunden-Kilometer, mit der die Landkutsche an den Fahrgästen vorbei „rauste“, lebensgefährlich sei, während noch kein Mensch bisher am bloßen Tempo der Flüge gestorben ist.

Psychologisch ist die Gefahr ebenfalls größer, je höher die Geschwindigkeit ist. Eine Möglichkeit, das Gelände zu übersehen, besteht schon bei 500 Stunden-Kilometer nicht mehr. Der Flieger ist nur sicher, wenn er möglichst große Höhen aufsucht, in denen er nicht von Bergen, Fabrikschornsteinen, hohen Bäumen, Flugzeugen und anderen Hindernissen bedroht wird. Eine Orientierung nach der Landschaft und ihren Kennzeichen muß bei weiterer Tempo-Steigerung nahezu ausfallen, doch kann dieser Mangel durch Ausbildung von besonders hochwertigen Meßapparaten, durch drahtlose Nachrichten usw. wettgemacht werden. Das Haupt-hindernis aber ist ein Körper, den wir gewöhnlich überhaupt nicht als Körper anzusehen gewohnt sind: die Luft. Der Luftwiderstand, der Windmühlen und Segelschiffe antreibt, wächst bei der doppelten Geschwindigkeit eines Flugzeuges nicht etwa um das Doppelte, sondern bedeutend stärker. Immer geringer wird die Leistung, die die Motoren für die Geschwindigkeitssteigerung hergeben, je schneller die Maschine fliegt. Bei 700 Stunden-Kilometer geht normalerweise nur ein Zehntel auf reinen Vorwärtswind, der Rest auf den Luftwiderstand und seine Ueberwindung, so daß man theoretisch errechnen kann, daß es eine Höchstgrenze geben müßte. Diese liegt dort, wo die Motoren, um noch zusätzliche Energie zur Tempo-Steigerung liefern zu können, zu umfangreich und zu schwer für die Maschine werden, so daß neue größere

Die kleine Wunde

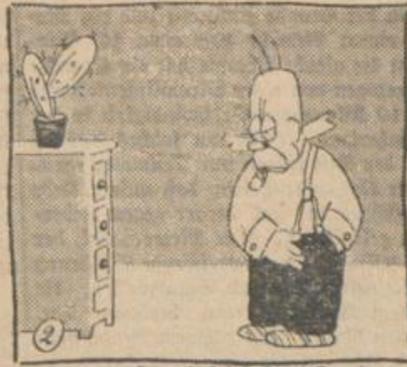
Von Michael Zahler

Es geschieht oft, daß ein Mensch dem anderen zuzinkt oder zulächelt oder den Kopf grüßend neigt, schon von fern bei seinem Anblick. Meist sind das wohl Zeichen von Freude, Achtung oder Sympathie. Und manchmal ist es noch mehr, wenn ein junges Mädchen und ein junger Mann sich bei einer ersten flüchtigen Begegnung anlächeln.

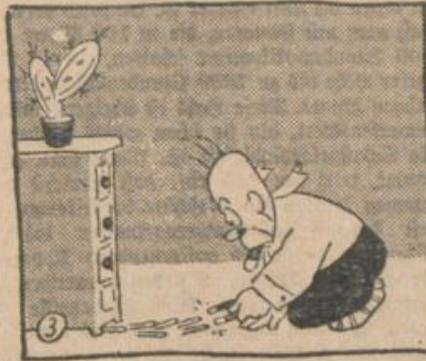
Lange Zeit habe ich als überaus ver-schönten und gerstret ge-golten, weil ich solch Nicken, Winken, Lächeln nie gewährte, gleichsam taub und blind schien für all diese kleinen Günstbe-geigungen anderer Menschen, abwesend vor mich hinstarrte, wenn mich ein Lächeln traf, und selbst einen lauten Anruf nur dann als mir geltend empfand, wenn es darüber einen Zwei-fel keinesfalls mehr geben konnte.

Diese Eigenschaft wurde mir früher oft als Hochmut oder Unachtsamkeit ausgelegt. Aber das war es nicht. Ein Erlebnis steckte da-hinter aus meiner Kindheit.

Ich mochte damals zwölf oder dreizehn Jahre zählen. Mit dem Zeichenlehrer machten wir Ausflüge in die Umgebung der Stadt. Jungen und Mädchen aus derselben Klasse. Ich hatte große Lust zum Zeichnen und wohl auch Geschick und Begabung dazu. Mit den Knaben verstand ich mich recht gut, hatte auch ein paar Hauptfreunde unter ihnen. Gefährten gemein-samer Angel- und Schwimmausflüge unserer freien Zeit. Den Mädchen gegenüber beha-hm



Copyright P. L. B. Box 6 Copenhagen



Adamson hat einen Magnet zur Hand

Ich mich linksich und ungeschickt wie die meisten unter uns. Ich glaube, es wurde damals erst eingeführt, daß die Mädchen manche Stunden mit uns gemeinsam erhielten, Gesang, Zeichnen und einiges mehr. Die Mädchen waren eine andere Welt, Sie lüchelten und flüsterten miteinander, man wußte nie, was sie dachten.

Da war nun ein kleines Mädchen darunter, — ich erinnere mich nicht mehr an ihren Namen, — die mir besonders gut gefiel. Blond, blauäugig, mit einem Stupsnäschen. Sie hatte immer helle Kleidchen an, und ich fand, daß sie wie ein kleiner Engel ausah.

Der Zeichenlehrer gruppierete uns um irgendeinen Baum, Baum, oder in der Nähe des Hauses. Nochmals zeichneten wir alle daselbe, von den verschiedensten Seiten aus gesehen, manchmal suchte er mehrere Objekte für uns aus. Einen Brunnen, ein Wagenrad, eine Baumgruppe oder Blumen. Ich sah da und zeichnete. Ich glaube, es war ein Kirchturm hinter Weiden, wenn ich mich recht entsinne. Hinter mir hockte Peter auf einem Baumstumpf, ein dunkelhaariger, schlanker Bursche, neben ihm Friz, ein dümmiger, kleiner Junge. Wir drei hielten immer zusammen und waren immer an demselben Fleck zu finden. Da sah ich, daß der kleine blonde Engel, der mit den Mädchen auf der anderen Straßenseite vor den Zeichenblöcken sah, zu mir herüberhaute. Sie lächelte. Ich lächelte zurück. Was ich empfand, Freundschaft, Liebe, Stolz? Jedenfalls lachte mein Herz dabei, das ist gewiß.

Ich sprach nie mit dem Mädchen, aber dieses Lächeln herüber und hinüber wiederholte sich oft.

Einmal schickte mich der Zeichenlehrer an einem dieser Ausflüge mit einer Blechdose voll um Wasser für seine Aquarellfarben. Der Brunnen war ziemlich weit weg. Ich kam von der entgegengesetzten Seite an und befand mich in dem Rücken der Mädchen. Als ich mit einem schönen Seitenblick an meiner kleinen Freundin vorbeiging, sah ich, daß sie lächelte. Ich kannte

dieses Lächeln hinüber zur anderen Seite. Aber ich war ja nicht dort? Da sah ich ihn. Peter lächelte zurück. Und in diesem Augenblick erkannte ich, daß ich mich geirrt hatte. Nicht mir hatte dieses Lächeln gegolten, auch früher nicht. Das wußte ich jetzt genau. Manchmal empfindet man solche Dinge mit großer Sicherheit. Es ist, als wäre man lange Zeit blind gewesen und mit einem Male wird man sehend.

Ich sprach mit keinem darüber, aber diese Geschichte mit dem Lächeln ging mir sehr nahe. Und darum habe ich später lange Zeit nicht geglaubt, daß ein Orkus, ein Lächeln oder ein Kopfnicken mir galt. Ich hatte Angst vor Enttäuschungen. Das ist wie eine kleine Wunde, die einem geschlagen wurde, vernarbt ist, aber immer wieder aufbricht.

Man bleibt lange, lange ein Kind . . .

Englische Anekdoten

Alles falsch!

Chamberlain der Ältere hatte einmal in einer südenlischen Stadt eine Wahlrede zugunsten der Schutzölle zu halten. Dabei aber wurde er immer wieder von einem älteren Herrn unterbrochen, der in der ersten Reihe der Zuhörer saß und alles, was der Minister zur Rechtfertigung seiner Politik sagte, immer mit den Worten: „Alles falsch!“ bestritt.

Chamberlain ließ sich vorerst nicht aus der Ruhe bringen. Als die Zwischenrufe des Opponenten aber immer häufiger wurden, blickte ihn der Minister durch sei Monokel an und wandte sich direkt an ihn:

„Sie sagen zwar zu allen Daten, die ich anführe, sie seien falsch, mein Herr. Wenn ich Ihnen aber gewisse Tatsachen aus dem Wirtschaftslieben mitteilen wollte, würden Ihnen wohl die Haare zu Berge stehen!“

„Schon wieder falsch!“ erwiderte der unermüdbliche Opponent, nahm den Hut ab und entblöhte eine rosigte Glatze.

Urteil

Bei einem Gesellschaftsabend kritisierte der Maler Whistler ein Buch von Oscar Wilde in dessen Gegenwart.

Der Dichter, der das abfällige Urteil gehört hatte, sagte ironisch:

„Ich verstehe nicht, wie Sie es unternehmen können, ein literarisches Werk zu kritisieren, da Sie doch selbst noch keine einzige Zeile geschrieben haben“.

„Ich habe auch noch nie in meinem Leben Eier gelegt“, entgegnete Whistler, „aber die Güte einer Omelette kann ich doch beurteilen!“

W. Jelen.

Schach ins Volk

SCHACHAUFGABE Nr. 369.

Von John Hartong.

Schwarz: Kd1. La1, Bb2, g3. (4)



Weiß: Kh8, Tc8, h2, La4, d2, Sa2, Bc3. (7)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Wenzel Scharoch, Drakowa 22, Post Modlan, einzusenden.

Lösungssuk zu Nr. 366: Lb3-e6!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Dinnebler Emil, Tetschen; Schöffel Anton, Schöbritz; Nitsch Rosa, Trupachitz; Schöpka Josef, Komotau; Lohmüller Johann, Habel Erwin, Chmiak Teo, Holfeld Otto, Freundl Anton, sämtlich Nestersitz; Hyna Josef, Hostomitz; Amler Rudolf, Tetschen; (Größe als neuer Löser, natürlich weiß ich noch Bescheid.) Havel Franz, Modlan; Berger Josef, Klein-Augeand; Geißler Josef, Alt-Serbitz; Walter Ludwig, Steinwitz Hans, König Anton, sämtlich Kwitkau; Ulbert Rudolf Prosetitz.

Kreisschachkonferenz.

Schachgenossen und Freunde, welche das organisierte Schachspiel fördern wollen, kommen Sonntag, den 12. Dezember, nach Brülx, „Repräsentationshaus“, Beginn der Tagung um 9 Uhr vormittags.

PARTIE Nr. 144.

Spanisch.

Gespielt im Vereinsturnier des Arb.-Schachklubs Karlin.

Weiß: Fischer E.	Schwarz: Doušek J.
1. e2-e4	e7-e6
2. Sc1-f3	Sb8-c6
3. Lf1-b5	Sg8-f6
4. d2-d3	d7-d6
5. 0-0	Lf8-e7
6. h2-h3	Lc8-d7
7. Sb1-c3	0-0
8. Sc3-e2	h7-h6
9. Sc2-g3	Sf6-h7
10. e2-c3	f7-f6
11. e4xf5	Ld7xf5
12. Sc3xf5	Tf8xf5
13. Dd1-e2	Le7-g5
14. Sf3xg5	Sf6xg5
15. Le1xg5	h6xg5

Es ist nicht ganz klar, warum Schwarz hier nicht mit der Dame schlägt.

16. f2-f4 e5xf4?

Schwarz sollte g5xf4 spielen und auf 17-g4, Dg5!

17. De2-e6+ Tf5-f7

18. Lb5-c4 und Schwarz verliert

die Qualität. Er verteidigt sich noch bis zum

39. Zug, dann gab er die aussichtslose Partie auf.